

MATHIAS BERG

DIE
SPUR
DER
TOTEN

MiMe books

Weltbild

Traf eben den Informanten. Fetter Fisch. Muss dringend mit dir sprechen. Dein Name fiel.

Das sind die letzten Worte, die Radiojournalistin Eva Bottin von ihrem besten Freund per SMS erhält. Danach ist Felix nicht mehr erreichbar, spurlos verschwunden. Doch auf ihrer verzweifelten Suche nach dem investigativen Journalisten wird Eva in einen Unfall verwickelt: Wie aus dem Nichts tritt ein Mädchen in rosa Gummistiefeln vor ihr auf die Fahrbahn - nur in letzter Sekunde kann sie das Schlimmste verhindern. Eva kommt mit einem Schock und einer Halskrause davon. Allerdings will niemand das Mädchen gesehen haben...

Zurecht bekommt Eva Angst, als sie Felix' Wohnung verwüstet vorfindet, das Mädchen wieder auftaucht, und alles darauf hindeutet, dass sie selbst der Schlüssel zu den Geschehnissen ist. Zu einem Verbrechen, das ihre eigene Familie betrifft.

Mathias Berg

Die Spur der Toten

Thriller

Weltbild

Der Autor

Mathias Berg kam 1971 unter romanreifen Umständen zur Welt - genau 17 Tage zu früh, da der Nachbar tags zuvor seine Frau erschoss. Lust auf das Lesen und Schreiben machte ihm seine Mutter, die Tochter eines Polizisten aus Stuttgart. Nach dem Abitur in Ulm studierte er Soziologie in Bamberg und London, jobbte als Radiomoderator und arbeitete als Werbetexter und Marketing-Redakteur.

Das Buch erschien schon einmal unter dem Titel Das Mädchen auf der anderen Seite von Achim Freudenberg.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Achim Freudenberg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-052-7

«There is a crack in everything.
That's how the light gets in.»

Leonard Cohen, «Anthem»

«Und alles Getrennte findet sich wieder.»

Friedrich Hölderlin, «Hyperion»

PROLOG

Atmen ist das Ergebnis einer koordinierten Muskeltätigkeit. Wir müssen atmen, um zu leben. Den angeborenen Atemreiz können wir nicht unterdrücken, wie zum Beispiel das Niesen oder das Husten. Wenn der Reiz kommt, strömt Luft über die Atemwege in unsere Lungen. Wenn wir aber unter Wasser sind, haben wir ein Problem. Unser Verstand weiß, dass wir nicht einatmen dürfen. Er sorgt dafür, dass wir so lange wie möglich die Luft anhalten und den Drang zu atmen unterdrücken. Bis wir nicht mehr können. Und schließlich Luft holen müssen.

Das dauert bei einem Erwachsenen bis zu vier Minuten.

Bei einem Kind geht es wesentlich schneller.

Ich sehe sie förmlich vor mir. Das Mädchen sitzt in der Wanne zwischen aufgetürmtem Badeschaum und spielt mit bunten Plastikfiguren. Die Luft riecht nach Heublumen. Ihre braunen, schulterlangen Haare sind feucht. Sie kleben an ihrem vom Badewasser gut durchbluteten Rücken. Sicherlich denkt sie keinen Moment daran, was passieren könnte. Dafür ist sie noch zu klein. Ihre Mutter kommt herein, kniet vor der Wanne, verwickelt sie in ein Gespräch und legt ihr dann die Hand um den Hals. Ganz plötzlich. Die Mutter hat sich Mut angetrunken. Ihr Atem riecht nach Schnaps. Aber das bemerkt die Kleine nicht mehr. Da wird ihr Kopf bereits unter Wasser gedrückt, und der Kampf gegen den Drang zu atmen beginnt.

Ich bin mir ziemlich sicher: Sie muss die weit aufgerissenen Augen ihres Kindes gesehen haben. Die Angst darin. Das Unverständnis. Warum tust du mir das an? Hat sie ihn, den verhassten Erzeuger, in ihren Augen gesehen? Sie muss das hohle Trampeln der Beine auf dem Wannenboden gehört haben. Sie muss dieses Stakkato in ihrem Kopf gespeichert haben. Ob sie wollte oder nicht. Vielleicht hat sie die Augen aber auch geschlossen, damit sie es nicht mit ansehen muss und sie diese Bilder für den Rest ihres Lebens verfolgen.

Auch wenn es mir schwerfällt: Ich kann mir vorstellen, wie der sich windende, tobende Körper weiter unter Wasser gedrückt wird. Und die Mutter darauf wartet, dass es endlich vorbei ist und kein Sauerstoff mehr in den Lungen verbleibt. Der Brustkorb hebt sich mit einem Mal

an, und der schmale Körper krampft sich zusammen. Der Mund, der eben noch fest zugepresst war, klappt jetzt jäh auf. Luftblasen sprudeln hervor. Begleitet von einem Gurgeln. Ein letzter Ruck geht durch den Körper. Alle Kraft und Spannung schwinden.

Dann ist es vorbei.

Die Mutter kniet noch einen Moment vor der Wanne. Erschöpft. Verschwitzt. Der kleine Körper liegt nun reglos da. Das bewegte Wasser schaukelt sich zur Ruhe. Der Blick der Kleinen geht stumpf ins Leere. Ihr Mund ist geöffnet, als würde sie singen. Die braunen Haare schweben wie Tang im Wasser. Schmiegen sich mit den Bewegungen des Wassers um Gesicht und Hals, bis sie liegen bleiben. Ein paar Sauerstoffbläschen treten an den kleinen Nasenlöchern hervor. Halten sich dort am äußersten Rand und schweben dann sanft zur Wasseroberfläche, wo sie geräuschlos zerplatzen.

Schließlich steht sie auf und geht zu ihm nach nebenan.

Jetzt, wo alles vorüber ist und ich die Fäden in den Händen halte, verstehe ich, dass sie keine andere Chance sah. Dass diese Tat für sie und ihre Tochter der einzige mögliche Ausweg war. Ein Satz, den sie zu mir sagte, ist mir stets präsent.«Ich habe ihr das Leben geschenkt. Und ich habe es ihr wieder genommen.»

Sie konnte nicht wissen, dass ihre Tochter zurückkehren würde, um dafür zu sorgen, dass diese Tat nicht ungestraft bleibt.

Diese Tat nicht und auch alle anderen nicht.

Und auch das kann ich verstehen.

Montag, 11. April 2011

Ich habe kein gutes Gefühl. Es ist Montagmorgen, ich stehe an der roten Ampel, kaue angestrengt auf meiner Unterlippe und starre aus dem Autofenster in den strahlend blauen Himmel. Ich kann mich nicht daran erinnern, wann es das letzte Mal geregnet hat. Es kommt mir vor, als sei es Wochen her. Die Aprilsonne knallt herab, das Licht ist so hell, dass es weh tut. Ich krame die Sonnenbrille aus dem Handschuhfach und setze sie auf. Ich sollte nach dem langen dunklen Winter dankbar sein und bei bester Laune, aber in mir rumort es. Dieses Gefühl geht nicht weg. Es nagt seit gestern Abend immer wieder an mir. Genau genommen seit 20:44 Uhr. Seit seine SMS kam. Und seitdem ich keine Antwort von ihm erhalten habe. Ich will denselben Fehler nicht noch einmal machen und dieses Gefühl ignorieren und einen Menschen verlieren. Bis Mittag gebe ich ihm Zeit, wenn ich bis dahin nichts von ihm höre, fahre ich hin.

Felix, verdammt, wo steckst du?

Die Uhr am Armaturenbrett zeigt 09:56. Die Redaktionsbesprechung für meine Radiosendung, Evas Welt, beginnt in vier Minuten. Ich könnte es noch schaffen, aber nur, wenn jetzt alles reibungslos funktioniert. Das tut es in solchen Momenten nie. Ich halte vor der Tiefgarageneinfahrt des Senders, auf dem kurzen «Chaos-Seitenstreifen», den sie extra für Menschen wie mich eingerichtet haben, die ihren Parkausweis nie griffbereit haben. Der Motor tuckert im Leerlauf, während ich in meiner großen Handtasche nach meinem Portemonnaie krame. Kollegen rollen an mir vorbei und tauchen mit ihren glänzenden Autos kopfüber in die dunkle Zufahrt. Ich öffne das Portemonnaie, aber meine Parkkarte ist nicht drin, das Einschubfach ist leer. Ich schiebe die Sonnenbrille ins Haar, klappe das Handschuhfach auf und krame darin. Nichts. Beuge mich vor, taste unter meinem Sitz und dem Beifahrersitz. Nichts außer Krümeln, einem Eiskratzer und einem Chanel-Lippenstift, den ich seit Ewigkeiten suche. Ich lasse mich in den Sitz fallen und schlage meinen Hinterkopf zwei Mal gegen die

Kopfstütze.

Es dauert einen Moment, dann fällt es mir wieder ein.

Ich war am Samstagnachmittag kurz im Büro, um das Interview mit der Frau vom Krematorium zu schneiden. Danach habe ich die Karte in die Seitentasche meiner Lederjacke gesteckt. Eine blöde Angewohnheit. Ein Griff in die rechte Seitentasche, und da ist sie. Na bitte.

Ich lege den ersten Gang ein und schere aus dem Wartestreifen aus. Hinter mir hupt es zwei Mal.

«Immer mit der Ruhe», rufe ich aus dem heruntergelassenen Fenster und halte meinen Ausweis vor die Magnetfläche. Die Schranke schnell nach oben, und ich gebe Gas, dass die Reifen quietschen. So spät am Morgen bekomme ich natürlich nur einen Parkplatz weit weg von den Aufzügen. Auf meinen High Heels renne ich durch die Tiefgarage.

Da klingelt mein Handy. Meine Redaktionsassistentin Isa ist dran.

«Pronto?»

«Mann, Eva. Wo steckst du?»

«Tiefgarage», japse ich.

«Wieso bist du denn so außer Atem?», fragt sie, und ihre Stimme ist hell und frech.

«Renn du mal auf hohen Schuhen durchs halbe Parkhaus», maule ich und krame in meiner Handtasche blind nach dem Büroschlüssel. Ich spüre das Metall zwischen den Fingern und fische ihn heraus. Die Aufzugstür vor mir geht auf.

«Du kannst dich entspannen», sagt Isa.«Die Redaktionssitzung ist um eine Stunde verschoben. Rebecca ist mit ihrer Tochter beim Arzt. Die hat sich gestern auf dem Spielplatz das Handgelenk verstaucht.»

Ich bleibe stehen. Atme laut aus. Blicke auf den Schlüssel in meiner Hand und zucke innerlich zusammen. Es ist sein Schlüssel. Der Schlüssel zu Felix' Wohnung.

Die Homer-Simpson-Figur baumelt daran. Ich habe ihn immer noch in der Handtasche, weil ich neulich seine Blumen gegossen habe, als er im Ausland war.

«Bringst du mir einen Kaffee aus dem Kiosk mit?», bettelt Isa.

«Isa, ich muss noch schnell was erledigen. Bis später.»

Bevor sie etwas antworten kann, habe ich aufgelegt. Bis zu seiner

Wohnung ist es nicht weit. Knapp zehn Minuten. Ich renne zurück zum Auto und flitze wieder aus dem Parkhaus. Mit den Händen fest um das Lenkrad gekrallt. Die Unruhe breitet sich in mir aus wie verschüttetes Öl. Felix ist einer meiner engsten Freunde und ebenfalls Journalist. Einer von der harten Sorte, ein investigativer Schnüffler. Ein Trüffelschwein. Und er ist zurzeit an einer Sache dran, die ziemlich heiß ist. Felix hat gestern einen Kontaktmann getroffen, der ihm eine brisante Liste aushändigen wollte. Er wollte dann noch vorbeikommen und mir davon erzählen.

Aber dazu ist es nicht mehr gekommen.

Seit seiner letzten SMS um 20:44 kann ich ihn nicht erreichen. Weder auf dem Handy noch auf dem Festnetz.

Das Ding ist: Ich konnte mich bislang immer auf mein Bauchgefühl verlassen. Und genau das ist jetzt das Problem.

Nur noch über die nächste Kreuzung, dann bin ich da. Ich fahre forsch den Götterring entlang. Mein Blick ist nach vorne auf die nächste Ampel geheftet, die ein sattes Grün zeigt, aber jeden Moment umspringen könnte. Ich drücke das Gaspedal durch. Die Tachonadel steht bei 80. In dem Moment, als die Haltelinie zum Greifen nah ist, bemerke ich sie plötzlich. Wie aus dem Nichts taucht sie auf. Sie steht rechts von mir an der Ampel: ein kleines Mädchen mit schulterlangen braunen Haaren in einem Cordkleid. Eine Haarsträhne wird von einem roten Klammerchen über dem Ohr festgehalten. Obwohl keine Wolke am Himmel steht, trägt sie rosa Gummistiefel. Das Mädchen sieht zu mir und zeigt mit ausgestrecktem Finger auf mich. In dem Moment nehme ich den Geruch von Fisch wahr, der von der Rückbank zu mir nach vorne wabert.

Da macht das Mädchen einen Schritt nach vorne und betritt einfach die Fahrbahn.

Blitzschnell reiße ich das Steuer herum. Weiche dem Kind aus. Aus dem Augenwinkel bemerke ich, wie etwas von rechts auf mich zuschießt. Eine weiße Wand. Ich wende noch den Kopf, aber es ist zu spät.

Für eine Sekunde bleibt die Zeit stehen und friert alles ein. Mich, wie ich in meinem Auto sitze, meine Hände, die fest das Lenkrad umgreifen, mein Herz, das vor Schreck ein Mal aussetzt. Für einen Moment ist alles Stillstand. Keine Bewegung. Nur Stille. Keine Gedanken, keine Gefühle. Ein reines Vakuum.

Dann bricht eine gigantische Welle über mich herein.

Aufprall. Lärm. Schmerz. Das Bersten von Metall. Das Zersplittern von Glas. Ein hässliches Geräusch, das in meinen Ohren kracht. Mein Auto wird zur Seite geschleudert und vollführt eine Pirouette, als wäre Glatteis. Ich muss an dieses Fahrgeschäft auf dem Rummelplatz denken, das ich als Teenager so gemocht habe. Kleine, bullige Gondeln, die sich in einem azyklischen Rhythmus bewegten und den Körper in alle Richtungen warfen. Damals dachte ich bei jeder Fahrt aufs Neue: Damit fahre ich nie wieder. Wann ist es endlich vorbei?

Genau dasselbe denke ich jetzt auch, bevor bei mir die Lichter ausgehen.

Ich höre Stimmen, die Unverständliches rufen. Aus der Ferne schwillt ein Martinshorn an und kommt schnell näher. Ich will die Augen öffnen, aber sie sind wie zugeklebt. Finger legen sich an meinen Hals und tasten nach meinem Puls.

«Sie ist bewusstlos», sagt eine Stimme. Die Stimme ist aufgeregt und gehört einer Frau. Sie klingt besorgt. Ich weiß nicht, ob ich sitze oder liege. Ich versuche, in meine Arme und Beine hineinzufühlen, aber die Verbindung scheint gekappt. Der Sicherheitsgurt rollt sich neben meinem Ohr mit einem surrenden Geräusch auf. Hände schieben sich unter meinen Nacken und meine Kniekehlen. Eine männliche Stimme, die nach Pfefferminz riecht, beschwichtigt mich, ich möge ruhig bleiben, alles sei gut. Alles ist gut, wiederholt er immer wieder.

Das Pfefferminz fordert mich auf, gleichmäßig zu atmen. Mir wird etwas auf Nase und Mund gedrückt, das sich weich anfühlt. Ich bemerke, dass mein Atem unregelmäßig geht. Nun spüre ich auch mein Herz klopfen. Es tackert in meiner Brust wie eine Nähmaschine.

«Atmen Sie gleichmäßig ein und aus», fordert das Pfefferminz.

Ich will etwas sagen, brabbele aber nur Unverständliches. Mein Kopf schmerzt. Ich habe das Gefühl, als würde mein Hirn wie ein Wasserball aufgepumpt. Ich warte darauf, dass mein Schädel platzt, was wirklich eine Erlösung wäre. Dann spüre ich einen Stich auf meinem Handrücken. Von der Mitte meines Körpers breitet sich wellenförmig eine absolute Leichtigkeit aus. Der Schmerz im Kopf verpufft mit einem Mal. Dann kippe ich nach hinten und lasse mich in ein schwereloses Nichts fallen.

Ich hebe langsam die Lider und sehe verschwommen.

Wo bin ich?

Ich liege in einem Bett, der Raum ist abgedunkelt. Jemand hält meine Hand, sie ist warm, und der Griff ist geübt. Ich sehe viel Weiß vor meinen Augen, eine weiße Uniform, die neben mir steht, sich zu mir herunterbeugt. Ich hebe vorsichtig den Kopf. Es schmerzt, und langsam

erkenne ich Details. Wie bei einem Dia, das mit einer kleinen Drehung am Objektiv scharfgestellt wird.

«Frau Bottin, können Sie mich hören?»

Das Gesicht der Schwester ist direkt vor meinem. Ich kann ihren Atem auf meiner Wange spüren. Ihre Gesichtszüge sind weich und freundlich. Ihr Blick ist besorgt und zugleich professionell. Um die Augen hat sie hübsche Lachfältchen. Sie ist älter als ich.

«Was ist passiert?», frage ich, und meine Stimme kommt mir komisch verzerrt vor. Das Sprechen fällt mir schwer, als würde mein Hals über eine Reibe gezogen.

«Sie hatten einen Autounfall und waren eine Zeitlang bewusstlos. Jemand ist in Sie reingefahren. Sie sind in der Uniklinik.»

Sie hält mit einer Hand meinen Unterarm, mit der anderen greift sie nach dem Tropf und überprüft, ob die Flüssigkeit im richtigen Intervall in den durchsichtigen Schlauch tropft, der zu meinem Handrücken führt. Ich erinnere mich schemenhaft, versuche zu rekonstruieren, was passiert ist, aber meine Gedanken befolgen meine Befehle nicht. Es ist wie Hochnebel über einer Landschaft, nur die Konturen sind zu erahnen.

«Was ist mit dem Mädchen?», frage ich mit leiser Stimme.

Sie sieht mich mit einem Lächeln an.«Außer Ihnen wurde niemand verletzt, machen Sie sich keine Sorgen. Haben Sie Schmerzen?»

«Mein Kopf tut weh», stöhne ich.«Und ich habe Durst.» Meine Mundhöhle ist ausgetrocknet, als hätte ich eine Packung Erdnussflips auf einmal gegessen. Sie beugt sich über mich und hält mir eine Tasse an den Mund. Ich trinke in kleinen Schlucken. Der lauwarmer Tee tut gut. Sie streicht mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. So viel mütterliche Zuwendung bin ich nicht gewohnt, und innerlich sträube ich mich dagegen.

«Der Doktor kommt heute Abend und schaut bei Ihnen vorbei. Bis dahin schlafen Sie noch ein wenig.» Zur Bestätigung drückt sie kurz meinen Handrücken, dann steht sie auf. Die Gummisohlen ihrer Schuhe quietschen auf dem Krankenhausboden. Die Zimmertür fällt mit einem Klicken ins Schloss.

Ich liege alleine in dem nüchternen Krankenzimmer. Gegenüber von

meinem Bett hängt ein Fernseher an der Wand, dessen schwarzer Bildschirm mich wie ein großes Auge anstarrt. Ich kann mich darin erkennen. An meiner linken Schläfe ist ein großes weißes Pflaster. Ich hebe den Arm und taste danach. Außerdem entdecke ich kleine, runde Pflaster in meinem Gesicht. Vermutlich von Glassplittern. Um den Hals trage ich eine dieser Halskrausen in der Farbe von Stützstrümpfen.

Ich versuche mich aufzurichten, aber mein Körper ist unendlich schwer.

Was habe ich eigentlich an?

Ich lüpfte vorsichtig die Decke und luge darunter. Ein weißes Krankenhaushemd bedeckt meinen Körper. Gedanken und Bilder flattern wie ein Vogelschwarm durch meinen Kopf. Schwer greifbar. Während ich mir überlege, ob ich nicht Lust auf eine Zigarette hätte, werden meine Lider schwer. Mein letzter Gedanke ist: Wo steckt Felix?

Dann schlafe ich ein.

Als ich Felix das erste Mal sah, bekam ich feuchte Hände. Das passiert mir wirklich selten. Ich saß mit ein paar Kollegen des Senders in einem Seminarraum und wartete auf den Dozenten, der neue Interviewtechniken unterrichten sollte. Die Schulung war auf einen Tag angelegt, und ich hatte von vornherein keine Lust und mir noch überlegt, ob ich mich krankmelden soll. Schließlich hatte ich mich dann doch aufgerafft und mir sogar einen Platz in der ersten Reihe gesucht.

Felix kam rein und blieb im Türrahmen stehen, den er nahezu ausfüllte. Innerhalb von Sekunden checkte er den Raum ab. Er fixierte mich, und sein Blick warf mich fast vom Stuhl. Ich war vollkommen unvorbereitet. Er kam auf mich zu, sein Gang und seine Physis erinnerten mich spontan an Hulk. Quadratischer Schädel, kurzrasierte Haare, Dreitagebart. Er nickte mir zu und setzte sich neben mich. Wie er auf dem Stuhl saß, sah er aus, als wäre er zu Gast in einer Grundschule. Seine stark behaarten Unterarme umrahmten den Schreibblock, der vor ihm lag, sein Oberkörper ragte links und rechts über den Stuhl hinaus und berührte mich fast. Instinktiv rückte ich zur Seite, um einer versehentlichen Berührung zu entgehen. Er bemerkte es aus dem Augenwinkel und murmelte, ich solle mir keine Sorgen machen, ich würde mich daran gewöhnen.

Ich fand das ziemlich charmant.

Das Seminar begann, und ich starrte den Dozenten an. Wagte nicht rüberzusehen. Felix' Ausstrahlung kitzelte mich, und ich kämpfte mit dem Drang, ihn ausgiebig zu mustern. In der Pause verschwand er aus dem Raum und tauchte erst kurz vor Beginn wieder auf. Bis zum Abend saß ich festgepappt auf meinem Stuhl, lauschte dem Dozenten und bekam von der schiefen Sitzhaltung höllische Rückenschmerzen. Am Ende des Tages packte Felix seine Sachen zusammen, zwinkerte mir zu und sagte: «Wir sehen uns.»

Dann stand er auf und verließ den Raum. Ich war elektrisiert.

Das ist nun fast sieben Jahre her. Seitdem hat Felix eine beachtliche Karriere als investigativer Journalist hingelegt. Alles zulasten seines Privatlebens. Eine richtige Beziehung hat sich nie ergeben; die einzige

menschliche Konstante ist seine Tochter Sarah, das hübsche, langbeinige Ergebnis einer Kurzbeziehung mit einem Model nach einer verkoksten After-Show-Party. Da war er gerade mal vierundzwanzig. Sarah ist sein Ein und Alles. Letztes Jahr, zu ihrem sechzehnten Geburtstag, lud er sie für eine Woche nach Ibiza ein. Von der Insel haben die beiden bei Tageslicht nicht viel gesehen. Sarahs Mutter war außer sich.

Felix ist ein Extrem. Er nimmt gerne alle möglichen Substanzen, die seinen Bewusstseinszustand erweitern, und testet seine Grenzen aus. Er hängt sich in seine Arbeit rein, taucht ins Thema ein und will bis zum Grund vordringen. Er ist beharrlich wie ein Kampfhund, der sich in deiner Wade festbeißt. Wenn du ihn loswerden möchtest, musst du ihn totschießen. Wenn sich Felix etwas in den Kopf gesetzt hat, gibt es kein Zurück. Ein Nein akzeptiert er nicht.

Es dauerte knapp ein halbes Jahr, bis Felix und ich uns tatsächlich wiedersahen. Ich bin wirklich nicht der Typ, der sich auf einer Weihnachtsfeier erst volllaufen lässt, dann peinliche Dinge aus seinem Privatleben erzählt und schließlich mit dem erstbesten, schöngetrunkenen Kollegen mit Ehering am Finger in die Kiste steigt. Ganz im Gegenteil. Ich trinke in Maßen, behalte den Überblick und wenn die Stimmung ins Frivole kippt, ziehe ich die Reißleine und mache mich schleunigst vom Acker. So auch diesmal.

Ein paar Abteilungen hatten sich zusammengetan und ihre gemeinsame Weihnachtsfeier in eine kleine Kölner Kneipe beim Funkhaus verlagert. Felix hatte mich nur kurz begrüßt und mich fortan wie ein Adler vom anderen Ende der Bar beobachtet. Dabei hatte er ein paar Kölsch gekippt. Als die Stimmung auf dem Siedepunkt war, verabschiedete ich mich und trat aus der Kneipe hinaus in die Nacht. Er folgte mir mit wiegendem Gang. Seine Augen waren glasisch, und er fragte, ob er mich zum Taxistand begleiten dürfte.

Es war eine sternenklare Nacht Anfang Dezember und lausig kalt. Die Temperatur war deutlich gefallen. Ich trug einen dicken Wollmantel und einen langen Schal, den ich mir ein paarmal um meinen Hals schlang. Er hatte eine Lederjacke und eine tiefblaue Wollmütze an, wie sie Fischer tragen. Statt einer Antwort hakte ich mich bei ihm unter. Gemeinsam

gingen wir über den Gehweg und wichen den gefrorenen Pfützen aus, die das Licht der Straßenlaternen reflektierten. Er quatschte einfach darauflos, plapperte, machte Komplimente und riss Witze. Als wir am Taxistand ankamen und er mir die Tür aufhielt, sagte ich: «Du hättest dir das Gequatsche sparen können. Ich hätte dich auch so mitgenommen.» Er sah mich verdutzt an. Erst als ich ihn aufforderte, lief er um das Auto herum, setzte sich neben mich auf den Rücksitz und hielt während der ganzen Fahrt bis zu mir nach Hause meine Hand.

Mit Felix und mir, das funktionierte nicht, das war uns beiden schnell klar. Ich hatte meine letzte Beziehung noch nicht ganz verdaut und war null bereit, mein Herz für einen neuen Mann zu öffnen. Erst recht nicht für einen Mann der Extreme wie Felix. Er ist zwar ein leidenschaftlicher Kerl, aber einfach nicht geschaffen für eine monogame Beziehung mit Tiefgang, Verantwortung und Perspektive. Ich glaube, er wollte letztlich nichts Festes mit mir.

Nach ein paar gemeinsam verbrachten Tagen und Nächten, in denen wir immer weniger Sex hatten und immer mehr über die Arbeit, Filme und Bücher redeten, fanden wir, dass es genug war. Felix wurde ein enger Freund. Er ist loyal bis in die Spitzen, aufmerksam und absolut unangepasst. Ich hätte es nie gedacht, aber es gibt wahre Freundschaft zwischen Männern und Frauen. Er hat über die Jahre mein Vertrauen gewonnen und es nie missbraucht. Er ist oft unterwegs, aber stets erreichbar. Wenn ich seine Hilfe brauche, ist er für mich da. Wenn ich etwas Gras benötige, um mich zu entspannen, steht er eine halbe Stunde später vor meiner Tür. Er ist eine der wenigen Konstanten in meinem Leben und niemals eine Last. Felix erzählt mir viel von seiner Arbeit, von neuen Storys und Skandalen, die er ausgräbt. Er will meine Sichtweise auf die Dinge wissen. Welche Bücher ich lese, welche Filme ich sehe. Er fragt mir ein Loch in den Bauch und will meine Prinzipien testen. Und umgekehrt: Wenn er einen Rat braucht, bin ich für ihn da. Quid pro quo.

Außerdem bin ich ihm etwas schuldig. Als die Sache mit meinem Vater passiert ist, war er es, der mich gefunden hat. Er hat mich aufgefangen, als ich verdammt tief gefallen bin. Dafür bin ich ihm sehr dankbar.

Ich stünde nicht hier, wenn er nicht gewesen wäre.

Frederik Barns öffnet die Terrassentür seines Hauses und geht in den Garten. Der Rasen ist ein saftiges Grün, und er schlüpft aus den Hausschuhen und läuft barfuß darüber. Was für eine Wohltat nach diesem bitterkalten Winter, denkt er.

Er geht zur Hauswand, hievt den Gartenschlauch von der Wandhalterung und beginnt die Kübelpflanzen zu wässern. Die Azaleen, die Kirschlorbeeren, die Hyazinthen und die Palme in der äußersten Ecke. Dabei pfeift er eine Melodie vor sich hin. Frederik freut sich auf die nächsten fünf freien Tage, die vor ihm liegen. Seine Frau ist seit gestern mit ihrer Mutter für eine Woche auf eine Wellnessfarm in den Schweizer Bergen gefahren. Auf Fango und Heilfasten hat er keine Lust gehabt, und so gehört das Haus ihm allein. Er kann tun und lassen, was er will. Morgens das Bett ungemacht lassen, überzuckerte Cornflakes zum Frühstück essen, stundenlang die Zeitung auf dem Klo lesen und seine Sachen überall im Haus verstreuen. Es ist wie früher, wenn die Eltern mal ein Wochenende weg waren. Abends würde er sich eine schöne Flasche Rotwein genehmigen, Filme gucken und als Krönung des Ganzen am Sonntag einen Braten zubereiten und ihn ganz alleine aufessen.

Ein Grinsen huscht über Frederiks Gesicht.

Nachdem er alle Pflanzen gegossen hat, rollt er den Schlauch wieder ordentlich zusammen und hievt ihn über die Aufhängung an der Wand. Nachher wird sein Freund Helmut auf ein paar Biere vorbeikommen und mit ihm die Grillsaison eröffnen. Er zieht den schwarzen Kugelgrill, den er bereits gestern sauber gemacht hat, unter dem Vordach hervor und stellt ihn zusammen mit einem Sack Kohle bereit. Frederik leckt sich die Lippen. Er überlegt, was er jetzt Schönes trinken könnte. Mit dem Wunsch nach etwas Hochprozentigem geht er ins Haus und steuert den alten Holzschrank im Wohnzimmer an, in dem die Bar untergebracht ist. Er öffnet die beiden Schranktüren und studiert die vielen Flaschen. Schließlich entscheidet er sich für den Yamazaki, einen japanischen Single Malt Whisky, den er mal von einem Mandanten geschenkt bekommen hat. Und dazu ein duftendes Zigarillo. In einen schweren

Tumbler schenkt er sich einen Finger breit ein, legt den Kopf schief und gießt mit Schwung nach.

Noch im Stehen lässt er den ersten Schluck in seine Kehle rinnen, schließt die Augen und seufzt. Das Zigarillo entzündet sich mit einem Knistern und verströmt seinen herben Vanilleduft. Dann schlendert er zur Terrassentür und blickt, das Glas lässig in einer Hand balancierend, in den Garten.

Was er sieht, lässt ihn stutzen.

Der Gartenschlauch liegt ausgerollt in der Mitte des Rasens. Das Wasser plätschert heraus und versickert im Gras. Frederik starrt auf die Pfütze.

Bin ich blöd?, fragt er sich. Ich habe ihn doch eben weggeräumt. Oder hat sich hier jemand einen Scherz erlaubt?

Er hebt den Blick und lässt ihn einmal über das kleine, von einer dichten Hecke umsäumte Gartenareal kreisen. Ist Helmut früher gekommen und nimmt ihn auf den Arm?

«Helmut?», ruft er.

Als niemand antwortet, steckt er sich mit einem Achselzucken das Zigarillo in seinen Mundwinkel, stellt das Glas auf dem Terrassentisch ab und geht zur Hauswand. Er dreht das Wasser ab und kontrolliert, ob der Hahn auch wirklich zu ist und nicht leckt. Dann geht er über den feuchten Rasen, rollt den Schlauch auf und hängt ihn wieder über den Wandhalter. Er beschließt, in den nächsten Tagen einen dieser Rollwagen für Gartenschläuche zu kaufen, die ohnehin viel praktischer sind. Das Zigarillo ist mittlerweile ausgegangen. Er nimmt es aus dem Mundwinkel und will gerade nach dem Glas auf dem Terrassentisch greifen, da zuckt er zusammen.

Das Glas ist leer.

Frederik hält das Glas in Augenhöhe und schüttelt den Kopf. Dann patscht er mit seinen nassen Füßen ins Wohnzimmer, wo der Barschrank noch immer einladend offen steht, und gießt sich einen großen Schluck nach. Der Whisky ist goldgelb und erinnert ihn an Honig. Er schließt die rechte Schranktür und sieht plötzlich auf die Brust eines Mannes.

Da trifft ihn ein Faustschlag mitten ins Gesicht.

Als Frederik wieder zu sich kommt, brennen seine Wangen. Der Schmerz rüttelt ihn wach. Er reißt die Augen auf, wie nach einem bösen Traum. Eine flache Hand schlägt ihm links und rechts auf die Wangen, und er schreit auf. Starrt dem Mann in die Augen, der vor ihm hockt. Frederik ist verwirrt, versteht nicht, was hier passiert. Sein Geist ist zu langsam für das, was gerade vor sich geht.

«Aufstehen, auf den Stuhl», hört er den Mann. Frederik ist noch zu benommen, um aufzustehen. Erst jetzt bemerkt er, dass er komplett nackt ist. Seine Nase tut weh, und er kann Blut schmecken. Nur noch durch den Mund kann er atmen. Der Mann packt ihn unter den Achseln und stellt ihn auf die Füße. Frederiks Knie sind weich wie Gelee, er schwankt etwas hin und her, aber er bleibt stehen. Er will die Arme nach vorne nehmen, und da bemerkt er, dass sie auf seinen Rücken gebunden sind. Das ist der Moment, in dem sein Hirn einen Sturzbach aus Adrenalin in seine Adern pumpt und ihm klarwird, dass hier etwas ganz gewaltig nicht stimmt. Sein Herz beginnt zu rasen.

Er bemerkt, dass der Raum dunkler ist als vorhin. Die Jalousien der Terrassentür sind komplett heruntergelassen, die kleinen Lampen tauchen alles in ein gelbliches Licht. Und etwas ist um seinen Hals geschlungen.

«Auf den Stuhl», wiederholt der Mann, der ihn niedergeschlagen hat.

Frederik zuckt zusammen, stellt sich, nackt wie er ist, auf den Stuhl, und der Mann sieht zu ihm hoch.

«Warum machen Sie das mit mir? Wer sind Sie?», stößt Frederik hervor. Seine Stimme bricht.

Der Mann antwortet nicht. Er nimmt ein Seil in die Hand, das von der Decke herabhängt. Dann zieht er. Frederiks Augen folgen dem Seil, er sieht nach oben und entdeckt, dass es über den großen Balken an der Decke läuft. Einen Moment später weiß er, warum. Je weiter der Mann an dem Seil zieht, umso mehr muss sich Frederik strecken, damit ihn die Schlinge um seinen Hals nicht würgt. Er schnauft schwer durch den Mund. Sein Atem geht stoßweise. Der Mann zieht weiter, Zentimeter um Zentimeter, bis Frederik auf den Zehenspitzen stehen muss. Er macht seinen Hals so lang er kann. Er schwitzt. Zugleich bekommt er eine Gänsehaut. Sein Hirn sucht fieberhaft nach einem klaren Gedanken.

«Ich habe mir gut überlegt, was ich mit Ihnen mache», sagt der Unbekannte plötzlich.«Dieses Ende finde ich am schönsten für Sie.»

Frederik schüttelt heftig den Kopf. Er wimmert jetzt wie ein kleines Kind. Tränen rinnen seine Wangen herunter. Vermischen sich mit dem Rotz, der ihm aus der Nase läuft.

«Nein, bitte nicht, bitte ... bitte ... wollen Sie Geld? Ich gebe Ihnen alles, was ich habe. Bitte ...», winselt er und starrt den Mann an. Es dauert einen langen Augenblick, bis er begreift, wann er diese Augen zuletzt gesehen hat. Damals war der Ausdruck anders gewesen. Nicht dieser Zorn, diese Boshaftigkeit. Diese funkelnde Rache. Eine Erinnerung trifft sein Gehirn wie ein Blitz.

«Strecken Sie die Zunge raus», fordert der Mann wie ein Arzt. Folgsam, ohne einen Augenblick nachzudenken, streckt Frederik seine Zunge heraus, die augenblicklich von einer metallenen Grillzange festgehalten wird. Dann sieht Frederik, wie die blitzblanke Klinge eines Teppichschneiders mit einem ratschenden Geräusch aus dem Kunststoffschacht fährt.

Knapp eine Stunde später parkt Helmut Langer seinen Roller auf der schmalen Auffahrt des Hauses der Barns'. Er schaltet den Motor aus und zieht den Helm ab. Die Ray-Ban-Sonnenbrille behält er auf und schreitet breitbeinig zum Eingang. Die Türklingel ertönt in einem langgezogenen Ding-Dong.

Niemand öffnet die Tür.

«Mann, Frederik, sitzt du auf deinen Ohren?», murmelt er und presst erneut den Klingelknopf.

Wartet.

Wieder nichts.

Dann zieht Helmut sein Handy aus der Tasche und wählt Frederiks Nummer. Sofort geht seine Mailbox dran.

Merkwürdig. Frederik hat ihn doch für heute Abend zum Grillen eingeladen. Oder hatte er Dienstag gesagt?

Helmut nimmt die Sonnenbrille ab und presst seine Stirn auf die Scheibe neben der Eingangstür. Der Flur ist leer. Mit einem Satz springt er über den Zaun und geht den schmalen, gepflasterten Weg an der

Hauswand entlang nach hinten in den Garten. Das Erste, was er bemerkt, ist, dass die Rollläden des Wohnzimmers komplett heruntergelassen sind.

«Frederik? Bist du da?», ruft Helmut.

Frederik steht noch immer auf Zehenspitzen auf dem Stuhl. Er hört seinen Freund Helmut draußen im Garten rufen. Schweiß läuft ihm in die Augen und brennt. Aus seinem Mund tropft Blut auf den Fußboden. Er schluckt. Schmeckt sein Blut, das in seine Kehle rinnt. Frederik will nach Helmut rufen, Hilfe schreien. Sein Verstand formt das Wort, aber aus seiner Kehle kommt nur ein leises Gurgeln.

Er hält inne und lauscht.

Das Letzte, was er hört, ist der surrende Motor eines Vesparollers, der plötzlich aufheult und dann stetig leiser wird.

Dann versagen seine zitternden Beinmuskeln.

Dienstag, 12. April 2011

«Sie hatten Glück, großes Glück.»

Es ist kurz vor zehn. Mit seinem Kugelschreiber tippt der blasse Assistenzarzt mit den gegelten Haaren abwechselnd auf schwarzweiße Computerscans und Röntgenaufnahmen, die nebeneinander an der Leuchtwand hängen. Wir sind in seinem Sprechzimmer. Ich habe knapp elf Stunden geschlafen, fühle mich benommen, und er erläutert mir meinen Hirnaufbau, der so ist wie bei jedem anderen Menschen auch. Ich finde, mein Hirn sieht schön aus. Schön und fremd zugleich. Ich kann nichts Fehlerhaftes an mir entdecken. Mein Blick folgt seiner Kugelschreiberspitze, die meinen Hals Wirbel für Wirbel nach unten wandert, während er mir mein Schleudertrauma vorstellt.

«Das Beschleunigungstrauma der Halswirbelsäule wird durch Energietransfer im Rahmen eines Akzeleration-Dezeleration-Mechanismus hervorgerufen.»

Elender Klugscheißer.

Er ist einer dieser jungen Ärzte, die mit ihrem medizinischen Fachwissen prahlen. Dann erläutert er mir, welche Schäden mein Hirn und Körper genommen haben könnten, die nicht auf diesem Scan zu sehen sind. Dass sich in den nächsten Tagen oder Wochen zeigen wird, ob es zu weiteren Verletzungen gekommen sei. Spätfolgen seien aber eher selten. Zudem müsste ich definitiv mit Kopfschmerzen, gelegentlichem Schwindel, Kieferschmerzen, schneller Erschöpfung, Konzentrationsschwäche und Wahrnehmungsstörungen rechnen. Aber das sei alles nicht tragisch, und je mehr ich mich schone, umso schneller sei ich wiederhergestellt. Er rät mir vom Autofahren ab. Ich soll Stress vermeiden, nicht rauchen und möglichst keinen Alkohol trinken. Ich hebe eine Augenbraue.

«Und das nennen Sie großes Glück?»

«Nun, es hätte weitaus schlimmer kommen können.» Er geht an seinen Schreibtisch und setzt sich auf seinen Stuhl, der mit einem Ächzen antwortet. «Ich schreibe Sie für zwei Wochen krank.»

«Unterstehen Sie sich. Ich gehe jetzt nach Hause und dann in die Redaktion. Ohne Krankschreibung», erkläre ich und gehe zur Tür.

Er reißt die Augen theatralisch auf.«Frau Bottin, wirklich! Sie sollten sich schonen, in Ihrem Alter steckt man solche Unfälle nicht mehr so schnell weg. Eine Studie besagt, dass ...»

Weiter kommt er nicht. Meine Augen verengen sich zu schmalen Schlitzern.

Du spielst mit deinem Leben.

Er bemerkt meinen Blick, steht auf und geht um den Schreibtisch herum. Holt Luft, um etwas zu sagen.«Gut. Ich denke, es nützt nichts, Sie zu belehren. Unterschreiben Sie bitte hier», sagt er.

Ich unterzeichne und schiebe ihm das Papier über den Tisch zu. Er stempelt es ab und gibt mir einen Durchschlag. Erklärt mir, dass ich bei der Schwester am Tresen noch Medikamente erhalte. Ich gebe ihm die Hand und bedanke mich artig. Eigentlich müsste er sich bei mir bedanken, ich bin Privatpatientin.

«Wo ist eigentlich das Humorzentrum?», frage ich im Hinausgehen und tippe mit meinem Zeigefinger noch mal auf meinen Hirnscan, der immer noch am Leuchtmonitor hängt. Er sieht mich mit belämmertem Blick an.

Hendrik sitzt breitbeinig auf der Besucherbank gegenüber des Schwestern-Tresens und quatscht mit der Lernschwester. Als er mich sieht, steht er mit einem Ruck auf. Er wippt vor und zurück, als würde er gleich in einen Einsatz gerufen. Typisch Polizist. Er hat mit der Schwester geflirtet, und ich hasse ihn dafür. Aber ich bemerke zugleich, dass ich mich wirklich freue, ihn zu sehen. Hendrik trägt wie immer Sneakers, diesmal die roten Nike Free. Seine Haare sind im «Out of Bed»-Style verstrubbelt. Ich hätte ihm nicht sagen sollen, dass ich das gern an ihm mag, seitdem übertreibt er es damit. Ich gehe auf ihn zu, und er breitet einfach seine Arme aus, und ich lasse mich an seine muskulöse Brust drücken. Er ist einen Kopf kleiner als ich, aber gehört zum Glück zu den Männern, die damit kein Problem haben. Er küsst mich vorsichtig auf die Lippen. Sein Dreitagebart kratzt. Es ist eher ein Hauch von einem Kuss, als sei ich zerbrechlich. Dann schiebt er mich

von sich.

«Lass dich ansehen», sagt er und kneift die Augen zusammen.
«Schicke Halskrause. Was hast du angestellt?», fragt er mit gespielt mahnender Stimme.

«Ich war ein bisschen Autofahren», erkläre ich. Er zieht mich an sich.

«Ich kenne deinen sportlichen Fahrstil», knurrt er und umarmt mich.

«Das sagt gerade der Richtige», kontere ich.

«Nur wenn Gefahr im Verzug ist. Was macht der Kopf?» Er sieht mir tief in die Augen. Ich versuche mich aus der Umklammerung zu befreien.

«Ist noch dran. Hast du mein Handy?», frage ich zurück. Ich muss wissen, ob Felix sich inzwischen gemeldet hat.

Die Schwester hinter dem Tresen ruft meinen Namen, und Hendrik entlässt mich aus seiner Umarmung. Sie gibt mir eine Packung Schmerzmittel und erklärt mir die Einnahme. Ermahnt mich ebenfalls zu Ruhe, Schlaf und Besonnenheit.

«Lass uns abhauen. Ich hasse Krankenhäuser», sage ich zu Hendrik und senke die Stimme, damit mich keine der Krankenschwestern hört.

Kurz darauf rollen wir in Hendriks altem Volvo vom Parkplatz der Uniklinik und biegen auf die Innere Kanalstraße ab. Der Verkehr ist zäh. Es ist kurz nach elf, und vor uns sehen wir ein Meer von roten Bremslichtern, das sich scheinbar bis zum Horizont erstreckt. Hendrik legt eine Hand auf meinen Oberschenkel. Ich bemerke, dass ich es schön finde, dass Hendrik mich abholt. Auf den Tag genau vor vier Monaten haben wir uns in einer Jazzkneipe an der Bar kennengelernt. Junger Hüpfen, dachte ich damals. Hendrik ist aufmerksam, eine Granate im Bett, zuvorkommend und für mich da, ohne zu devot zu sein. Er macht mir keine teuren Geschenke. Wovon auch? Er verdient als Kriminalkommissar Anfang dreißig bei der Polizei deutlich weniger als ich. Er kocht mir lieber Bœuf Bourignon à la Julia Childs oder sammelt meine feuchten Duschhandtücher vom Boden auf. Aber er ist verdammt noch mal zwölf Jahre jünger. Und er will was Festes.

«Ich will erst mal nach Hause, mich umziehen und den Krankenhausmuff von meinem Körper waschen.»

«Geht klar. Hier ist dein Handy», sagt er und reicht es mir. «Lag in

deinem Auto unter dem Sitz.»

«Das Display ist tot», stelle ich fest.

Er zieht ein Ladekabel hervor, und ich stecke es in den Zigarettenanzünder.

«Ist mein Auto eigentlich Schrott?», frage ich, kurble das Fenster runter und suche in meiner Handtasche nach Zigaretten.

«Kann man so sagen. Ich habe es mir angesehen. Eva, ich muss dir etwas sagen ...»

Ich hole tief Luft. Seine Stimme klingt nach Beichte. Spontan denke ich: Er hat eine andere Frau kennengelernt. Eine in seinem Alter. Anfang dreißig. Ist mir schon mal passiert und passiert mir nie wieder. Ich bin auf der Hut. Unser Techtelmechtel geht gerade mal ein paar Monate. Lassen wir die Kirche im Dorf. Es ist nicht wirklich etwas Festes.

«Wie heißt sie?», frage ich.

Er sieht mich stirnrunzelnd an.

«Was redest du da? Ich wollte nur sagen, dass der Unfallverursacher Fahrerflucht begangen hat, bislang gibt's keine Spur. Das Nummernschild wurde geklaut. Die KFZ-Zulassung läuft auf einen Rentner aus Junkersdorf, der jetzt ein Auto ohne Nummernschild hat. Der Rentner ist definitiv nicht der Unfallverursacher. Aber wir sind dran. Wir werden ihn finden.»

«Hat ihn denn jemand gesehen?»

«Mehrere Zeugen haben ausgesagt, dass er einen Kapuzenpullover getragen hat. Schwarz. Mehr wissen wir nicht.»

Ich zucke mit den Schultern. Das ist nicht gerade viel. Ich kann mich überhaupt nicht an den anderen Wagen erinnern. Aber an das Mädchen. Mein Gehirn rattert und sucht nach Bildern, kurzen Sequenzen von gestern Morgen, aber es ist nicht viel vorhanden. Hendrik setzt den Blinker und versucht auf die rechte Fahrspur zu kommen. Es ist wie im Supermarkt mit den Kassen. Wenn man darüber nachdenkt, an welcher Schlange es schneller geht, erwischt man garantiert die falsche. Wir fahren im Schrittempo weiter, und ich starre aus dem Fenster.

«An was kannst du dich noch erinnern?», fragt Hendrik in die Stille.

Ich entzünde eine Zigarette und blase den ersten Zug aus dem

Fensterschlitz hinaus, weil ich weiß, dass Hendrik es nicht so gern mag, wenn ich in seinem Auto rauche.

«Ich war auf dem Weg zu Felix' Wohnung, und ich fuhr auf die Kreuzung zu, ich hatte Grün und gab Gas.»

«Wie schnell warst du?»

«Es war nicht so viel Verkehr. Du kennst die Schaltung auf dem Gotenring. Wenn die eine Ampel gelb wird, musst du ordentlich Gas geben, damit du die nächste schaffst.»

«Wie schnell?», hakt er nach.

«Keine Ahnung, 80 oder so.»

«Auf der Straße ist 50.»

«Ist doch egal. Jedenfalls war da ein kleines Mädchen, vielleicht sechs oder sieben Jahre alt, mit braunen Haaren.» Ich zeige ihm mit der Handkante an meiner Schulter, wie lang ihr Haar war.

Hendrik sieht abwechselnd zu mir und nach vorne auf den immer noch stockenden Verkehr. Er räuspert sich, sagt aber nichts.

«Sie hatte rosa Gummistiefel an. Und dann trat sie auf die Straße, als ich etwa auf ihrer Höhe war. Hendrik, ich hätte das Kind fast über den Haufen gefahren, ich musste ausweichen.»

«Eva, da war kein Mädchen. Zumindest steht im Polizeibericht nichts davon.»

«Okay. Dann geht es ihr wohl gut.»

Ich bin erleichtert. Blähe die Wangen kurz auf und lasse die Luft geräuschvoll ausströmen. Ich sehe in seinem Blick, dass er sich Sorgen um mich macht. Ich mag es nicht, wenn sich andere um mich Sorgen machen müssen. Unter seinen Augen sind dunkle Schatten. Viel geschlafen hat er in den letzten Tagen nicht. Ich lege eine Hand auf seine Wange.

«Du siehst müde aus», sage ich.

«Lenk nicht ab», sagt er und schmiegt sich an.

Die Ampel springt auf Grün. Hendrik legt den Gang ein und fährt los.

«Wir haben Zeugen. Du bist plötzlich ausgeschert, und daher hat dich der Lieferwagen nur seitlich touchiert, sonst wäre er womöglich mit voller Wucht in dich reingefahren.»

Ich spiele mit dem Reißverschluss meiner Lederjacke.

Das Mädchen hat also das Schlimmste verhindert. War das Absicht oder Zufall? Wer ist sie?

Hendrik fährt fort.«Der Lieferwagen hatte auf jeden Fall Rot.»

Ich nicke. Der Stau vor uns hat sich auf unerklärliche Weise aufgelöst, und wir fahren zügig weiter. Mein Blick fällt aufs Handy. Der Akku lädt noch, und jetzt kann ich meine PIN eingeben. Wird Zeit, dass ich mir ein neues Handy besorge. Ein iPhone wäre toll. Das Display leuchtet auf. Sieben neue Nachrichten. Ich höre sie ab, es ist meine beste Freundin Marta, die aus ihrer Fortbildung anruft, zwei Mal Rudolf vom Sender, zwei Mal Isa und zu guter Letzt der Schuhladen meines Vertrauens, der eine Bestellung bestätigt.

Keine Nachricht von Felix.

Ich öffne den SMS-Eingang und scrolle nach unten. Da ist sie, die Nachricht, wegen der ich eigentlich zu Felix wollte. Ich lese die SMS von Sonntagabend noch mal, und sie hallt in meinem Kopf wider.

E!

Die Dinge sind anders als sie scheinen.

Aber wem sage ich das. LOL.

Traf eben den Informanten. OMG. Fetter Fisch.

FUCK. Ruf dich nachher an.

Muss dringend mit dir sprechen. ASAP.

LG

F.

Ich wähle Felix' Nummer, aber es geht sofort die Mailbox dran.

Wo zum Henker steckst du?

Hendrik biegt in meine Straße ein und hält vor meiner Haustür. Ich habe die Hand bereits am Türgriff und will aussteigen. In meinem Bauch regt sich wieder dieses komische Gefühl, als hätte ich etwas Falsches gegessen.

Hendrik beugt sich zu mir.«Ich muss gleich weiter, wir haben einen neuen Fall. Hässliche Sache. Sehen wir uns heute Abend?»

Ich versuche trotz Halskrause meinen Kopf in seine Richtung zu drehen. Ich hasse das Ding jetzt schon.

Meine Mutter hat stets gesagt: Hör auf deinen Bauch. Auch wenn ich ungern befolge, was meine Mutter mir rät, hat sie in diesem Punkt ausnahmsweise mal recht.

«Planänderung. Hendrik, wir müssen zu Felix' Wohnung fahren. Und zwar jetzt.»